

JOANNA COURTNEY
Das goldene Meer



GOLDMANN
Lesen erleben

Joanna Courtney

Das goldene Meer

Historischer Roman

Aus dem Englischen
von Nicole Hölsken

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The Constant Queen«
bei Macmillan, an imprint of Pan Macmillan, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir
für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2018

Copyright © der Originalausgabe by Joanna Courtney

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Eva Wagner

MR · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48571-0

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



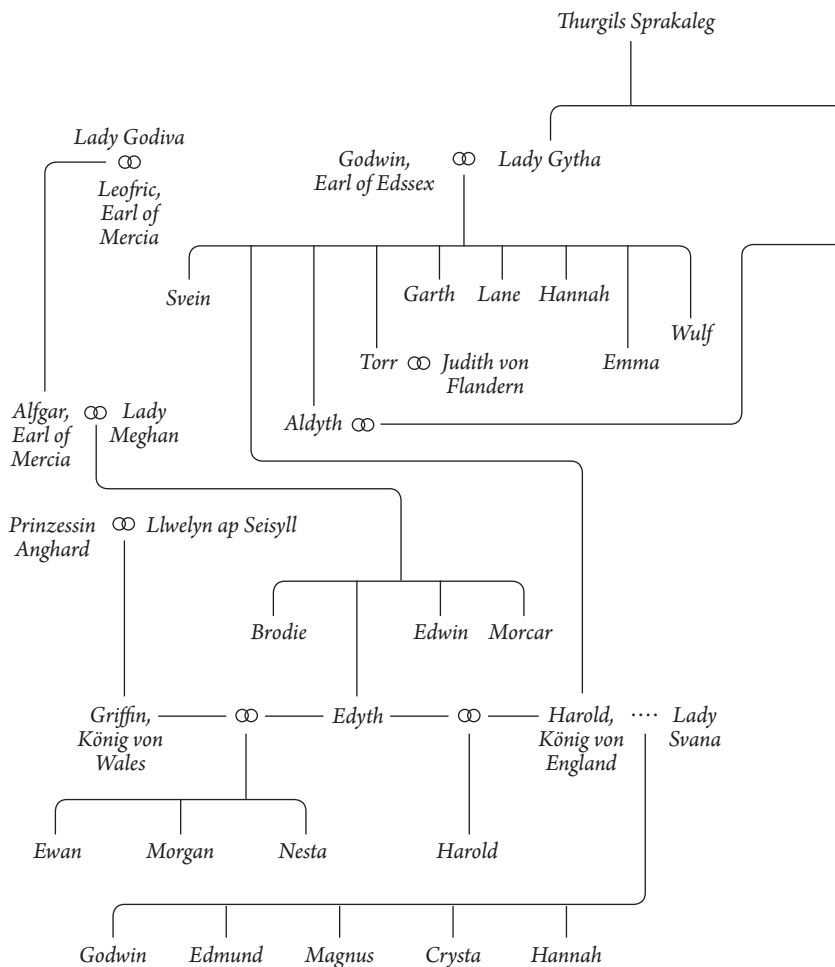
*Für Emily, Rory, Hannah und Alec,
die besten Kinder der Welt.*



Das Land der Wikinger
und die angrenzenden
Gebiete um 1066

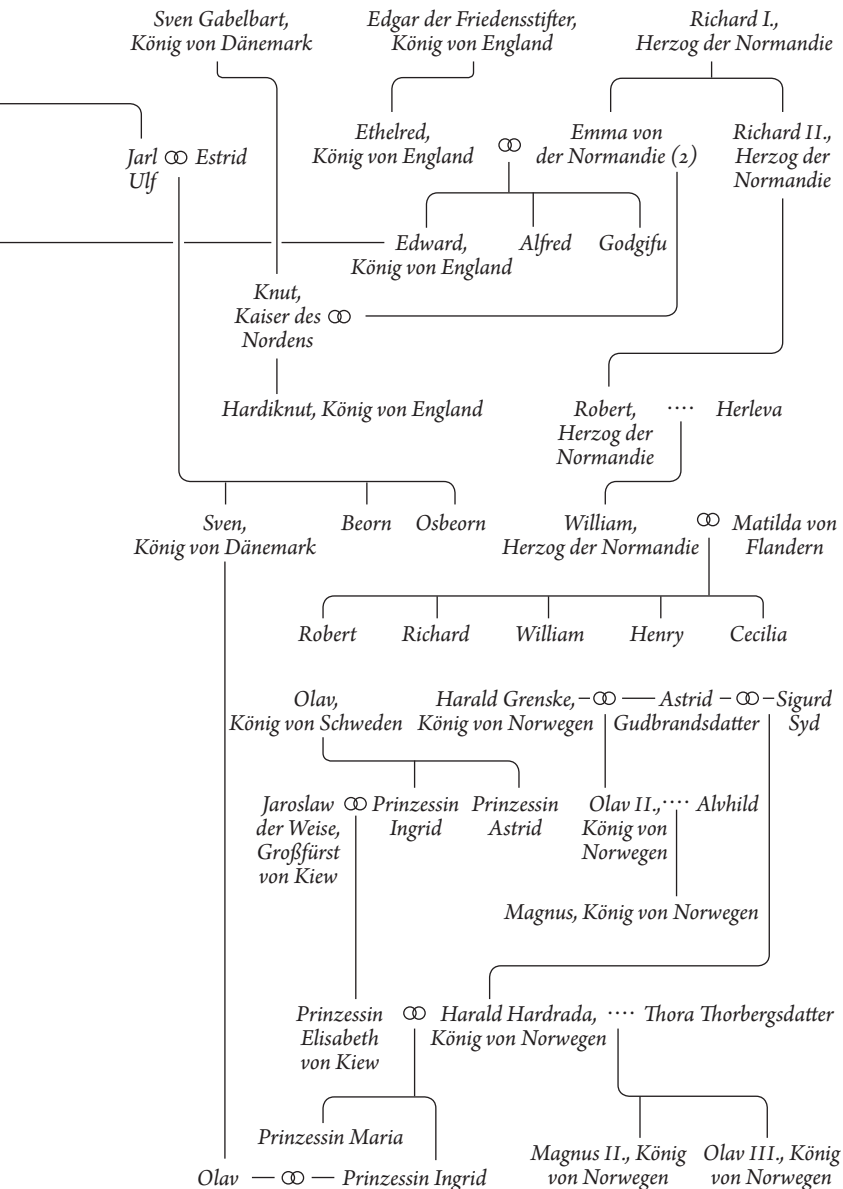


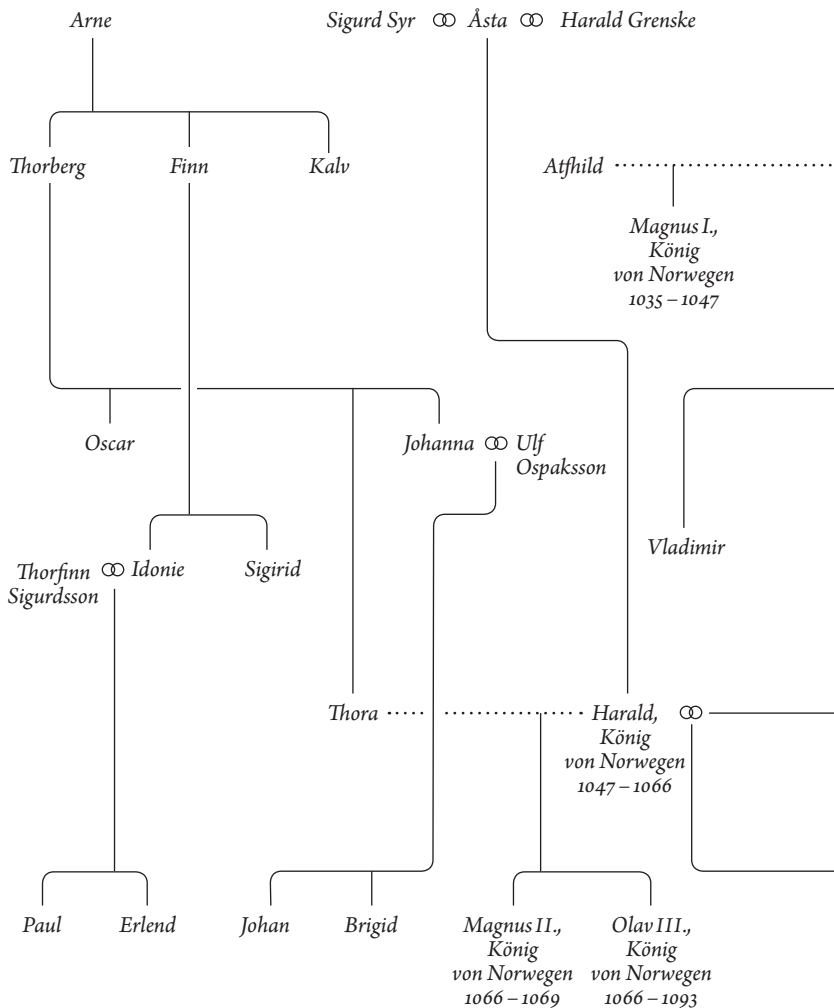




Stammbaum der Königinnen zur Zeit der Eroberungen

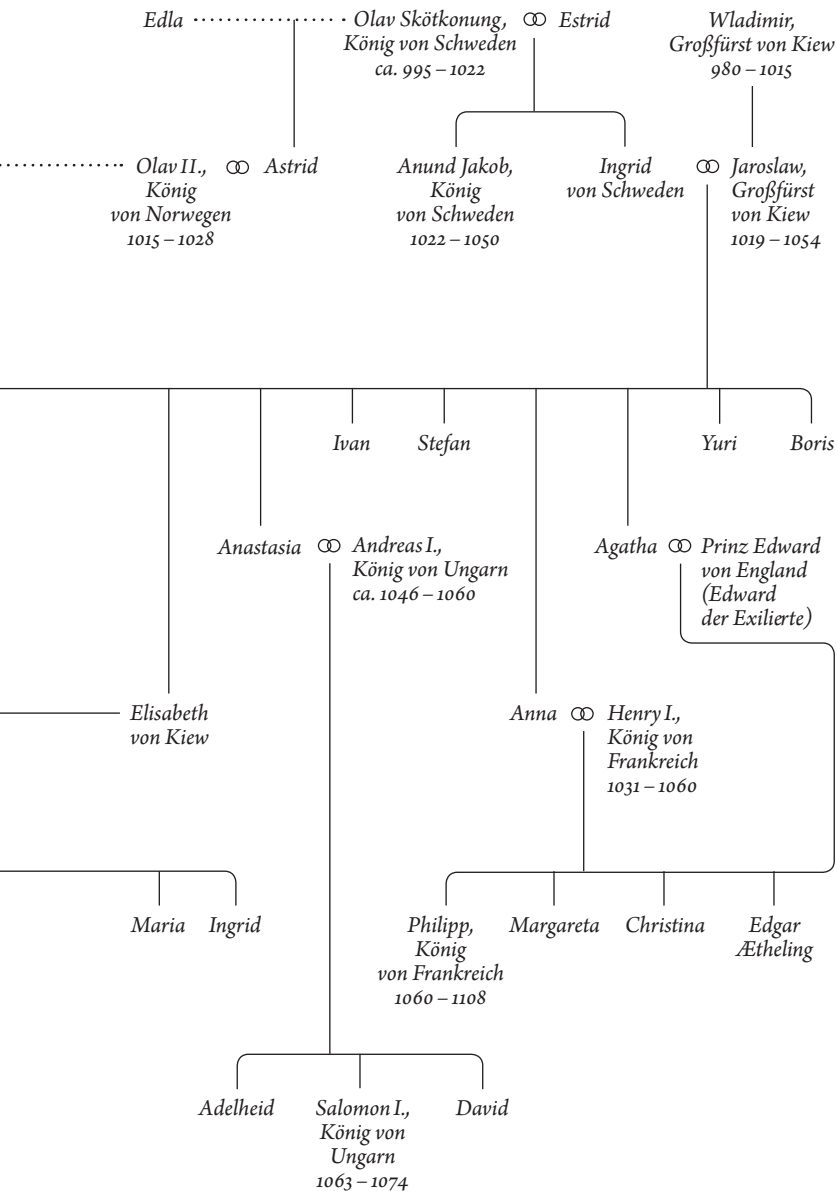
Gepunktete Linien markieren Handfasting-Ehen





Stammbäume um Elisabeth von Kiev

Die Jahreszahlen beziehen sich auf die Regierungszeit.



PROLOG



Manchmal, wenn sie die Augen schließt, kann Elisabeth es immer noch spüren – das überwältigende, ungestüme Gefühl, es mit der ganzen Welt aufzunehmen – und wünscht sich sehnlichst, es wieder zum Leben zu erwecken. Sogar noch durch den dichten Nebel der vielen Jahre, die hinter ihr liegen, spürt sie die Wogen durch die dünne Wand ihres winzigen Kanus, das Funkeln der Gischt in ihren Augen, den warmen Lufthauch auf ihrem Gesicht. Und vor allem spürt sie das Brausen ihres jungen Herzens, als sie damals – endlich – den rauschenden Dnepr bezwang.

Es war ein wunderschöner Tag für das Große Stromschnellenrennen in Kiew. Die Mauern der Stadt, hoch oben auf den Klippen, funkelten im grellen Licht und schienen sich ihr zuzuneigen, sie anzuspornen oder vielleicht auch darauf zu warten, dass sie kenterte. Die im Sonnenlicht nur schemenhaft erkennbaren Gesichter der Menge lehnten sich über die Böschung, allesamt mit großen Augen und offenen Mündern. Ihre anfeuernden Rufe wurden von der leichten Brise verweht. Und dann das Blau des Wassers: das endlose, trügerische, prächtige Blau des Wassers – das sie bezwingen wollte.

Mädchen waren bei dem Rennen nicht zugelassen. Zu gefährlich, sagten sie. Aber sie hatte gewusst, wie töricht das war. Sie war mutig genug, um mitzufahren, und geschickt genug sowieso. Wie oft hatte sie sich mit ihrem Bruder Wladimir schon beim ersten

Morgenlicht aus dem Palast gestohlen, wenn der Rest des königlichen Haushalts noch in den Federbetten schnarchte und die Augen der Wachen auf den Mauern noch zu verschlafen waren, um ihre schlanken Gestalten zu entdecken, die im Morgennebel die Stufen hinabschlichen! Sie hatte gewusst, woran man den grimigen Abwärtssog eines Strudels erkannte, den dunklen Schatten eines Felsens, der zu dicht unter der Oberfläche lauerte, den gespenstischen Schimmer einer Sandbank. Sie hatte gewusst, wie sie die richtige Strömung fand, die sie trug, schnell und sicher, bis hin zu dem großen Tau zwischen den Haupttribünen auf der unteren Ebene, das die Ziellinie markierte. Sie hatte das alles gewusst und war entschlossen gewesen, die Strecke zu meistern.

Bei der Erinnerung an den Ruck schaudert Elisabeth sogar jetzt noch, nachdem die Jahre und der Verstand sie gelehrt haben, wie wenig solch ein winziger Erfolg zählt. Die schmerzvolle Erinnerung an die dunkle Wolke des Fangnetzes lässt sie zusammenzucken. Sie weiß noch, wie seine klebrigen, gierigen Finger sie emporschleuderten und zurückzerrten, sie von ihrem Boot herunterrissen, das nun führerlos durch die Wassermassen kreiste, taumelte und an den Felsen zerschellte, in einem Splitterregen durch die Luft wirbelte und der Menge der Zuschauer einen kollektiven Aufschrei des Entsetzens abrang.

»Wie könnt ihr es wagen?«, schrie sie ihren Geiselnemern zu und kämpfte gegen die Klauen des Netzes ebenso an wie gegen die ungeheure, tiefe Demütigung. »Wie könnt ihr es wagen, mich aufzuhalten?«

Aber die armen Wachmänner warfen einen Blick flussabwärts auf den Großfürsten, ihren Vater, der mit finsterner, zorngeröteter Miene inmitten der prächtigsten Tribüne stand, und sagten nur: »Wie könnten wir es wagen, Euch weiterfahren zu lassen?«

Später, als einer von ihnen – der jüngere – ihr eine Mahlzeit in

ihr Schlafgemach schmuggelte, in das sie mit Schimpf und Schande eingesperrt worden war, formulierte dieser die Frage erneut: »Wie könnt Ihr es wagen, Prinzessin? Wie könnt Ihr es wagen, auf den Stromschnellen zu reiten?«

Elisabeth zuckte nur mit den Schultern. Es war keine Mutprobe für sie gewesen, keine Laune, kein Schrei nach Aufmerksamkeit oder Lob. Sondern vielmehr ein tiefes Bedürfnis, ein brennendes Verlangen – wie ein Juckreiz tief in ihrer Seele.

»Ich wollte ein Abenteuer«, erklärte sie ihm, und er schüttelte verzagt den Kopf und schob ihr die gestohlene Suppe und das Bier zu. Dann sagte er: »Beim nächsten Mal, Prinzessin, sucht das Abenteuer doch bitte, wenn jemand anders Wache hat.«

Da musste sie lächeln. Sie lächelte die ganze lange, hungrig verbrachte Nacht über und auch während der darauffolgenden einsamen Tage ihrer Gefangenschaft. Sie lächelte, weil er vom »nächsten Mal« gesprochen hatte, und das war genug.

TEIL EINS



KAPITEL 1



Kiew, April 1031

«Erzähl uns eine Geschichte, Mama – bitte.» Elisabeth lächelte über Annas Bitte. Manchmal waren kleine Schwestern durchaus nützlich. Mit ihren zwölf Jahren fand sie sich viel zu alt, um um eine Gutenachtgeschichte zu bitten, aber sie hörte trotzdem gern zu – besonders wenn ihre Mutter sie erzählte. Denn Ingrid berichtete vom Norden, von den Ländern jenseits des Warägermeeres, wo die Berge das ganze Jahr über eisbedeckt waren, die Sonne im Mittsommer niemals unterging, und wo in den weitläufigen Wäldern noch immer Trolle ihr Unwesen trieben. Ingrid wusste davon, weil sie dort geboren worden war, als Prinzessin von Schweden. Dann war sie mit König Olav von Norwegen verlobt worden, bis ihr Vater beschlossen hatte, dass Großfürst Jaroslaw von Kiew die lukrativere Partie war, und sie nach Süden schaffte.

»Wünschst du dir manchmal, nach Norwegen gegangen zu sein, Mama?«, hatte Elisabeth sie einmal gefragt.

»Natürlich nicht, Lily«, hatte Ingrid lachend geantwortet. »Ich bin glücklich hier in Kiew – wie könnte man das nicht sein? Es ist eine prächtige Stadt mit einer glorreichen Zukunft, und es gibt keinen Ort in ganz Norwegen, der so großartig oder so fortschrittlich wäre wie Kiew.«

Sie hatte so sicher geklungen. Und doch war Elisabeth überzeugt gewesen, in der Stimme ihrer Mutter ein winziges, wehmütiges Zögern zu hören, das so klang, als sei sie auch heute noch von dem Land im Norden fasziniert, welches beinahe ihre Bestimmung geworden wäre.

Jetzt lehnte sich Elisabeth in dem großen Fenstersitz auf der Hofseite der großen, steinernen Halle zurück, in der das elegante Frauengemach und die Kemenaten untergebracht waren, und versuchte, nicht zu eifrig dreinzublicken, während ihre Mutter die fünfjährige Anna und die zweijährige Agatha in ihre gedrechselten Kinderbettchen legte und sich anschickte, ihnen eine Geschichte zu erzählen.

»Es war einmal ein großer König«, begann Ingrid mit einem Lächeln, »den nannte man Harald Schönhaar, denn er hatte das hellste, leuchtendste Haar, das man je gesehen hatte, und jedermann behauptete, dass es so strahlend hell sei wie Christus' Heiligenschein.«

»Nur«, unterbrach Elisabeth sie, »dass damals alle Heiden waren. Wie konnten sie das also behaupten?«

Ingrid warf ihr einen scharfen Blick zu. »Du hast recht, Lily«, räumte sie ein, »aber seitdem sagen es viele.«

»Viele, die ihn gar nicht wirklich *gesehen* haben?«

»Wahrscheinlich.«

Ingrid warf Hedda einen kurzen Blick zu, der fülligen Amme, die in der Ecke saß und ihre Tochter stillte. Die kleine Greta würde sechs Monate alt sein, wenn Ingrids nächstes Kind zur Welt kam, und Hedda würde dann nicht mehr ihr eigenes Kind mit Milch versorgen, sondern den neuen Prinzen oder die neue Prinzessin, so wie sie all die anderen gestillt hatte. Wladimir pflegte sie als »königliche Kuh« zu bezeichnen, aber nur wenn er außer Hörweite war, denn ihr Schlag war

ebenso heftig wie ihre Milch üppig. Elisabeth sah, wie Hedda ihrer Mutter zulächelte, als sie geduldig und tief einatmete.

»Na gut«, sagte sie bedächtig, »alle behaupteten also, dass es schimmerte wie Thors Hammer.«

»Aber der war doch aus Eisen, oder?«

»Elisabeth!«

Elisabeth schnaubte und wandte den Blick ab. Helles Haar jeglicher Art war bei ihr ein wunder Punkt. Ingrids Haar hatte sogar jetzt noch, da sie die Dreißig überschritten hatte, die Farbe überreifen Korns. Ihr Gemahl, der Großfürst Jaroslaw, liebte es, wenn sie es an Feiertagen offen trug, und schlang es sich um die Finger, strich darüber, als sei es gesponnenes Gold. Er nannte Ingrid seinen »Sonnenschein« und ermutigte Gesandte aus fernen Ländern häufig, ähnliche Metaphern zu erfinden. Mehr als einmal hatte Elisabeth bis zum Überdruß miterleben müssen, wie sie einander mit Worten zu überbieten suchten, bis sogar Ingrid selbst von ihren Lobeshymnen in Verlegenheit geriet.

Zwei von Elisabeths Schwestern, Anastasia und Anna, hatten die hellen Locken ihrer Mutter geerbt, und insbesondere die neunjährige Anastasia verbrachte viele Stunden damit, die ihren zu bürsten und zu frisieren, bis Elisabeth den Drang verspürte, ihr das Haar mit ihrem Essmesser abzuschneiden. Als sie noch jünger gewesen war, hatte sie es einmal gewagt, ihr im Schlaf ein paar Strähnen abzuschneiden. Sie hatte sie sich eigentlich nur ans Gesicht halten wollen, um sich im kupfernen Spiegel zu betrachten, aber dann war so viel Wind darum gemacht worden, dass sie ihren kostbaren Schatz von der großen Stadtmauer in die dunklen Kiefern darunter hatte werfen müssen. Wochenlang hatte sie den Verlust betrauert, und seither grollte sie Anastasia umso mehr.

Elisabeth hatte nicht einen Faden Gold in ihrem eigenen Haar. Es umrahmte ihr Gesicht nicht mit seinem leuchtenden Schein, sondern lag schwarz wie ein Mitternachtsschatten auf ihrer olivenfarbenen Haut. Ihr Vater nannte sie seine »schöne kleine Slawin« und betonte stets, dass sie sein ureigenstes Rus-Kind war. Aber dennoch sehnte sich Elisabeth nach nordischem Gold und trug ihre dunklen Locken sooft wie möglich bedeckt.

Und nicht nur ihr Haar unterschied sie von ihren eingebildeten kleinen Schwestern. Sie war klein – Anastasia war bereits größer als sie – und so schmal wie ein Bauernkind, aber wie viele Gänge sie bei Tisch auch verspeiste, sie schien nicht zuzunehmen und würde niemals auch nur annähernd die weichen, anziehenden Rundungen ihrer Mutter entwickeln. Sie war kantig, mit Ellbogen so scharf wie Speerspitzen, Knien so knubbelig wie Waldpilze, und zeigte nicht die geringsten Anzeichen für Brüste oder gar Hüften.

»Vielleicht bist du ja ein Junge, Lily«, neckte ihr ältester Bruder Wladimir sie häufig.

»Ich bin ein besserer Junge als du, Wlad«, konterte sie dann und bemühte sich, ihn bei jeglichem Spiel zu schlagen. Aber wenn die Öllampen verloschen waren und sie allein im Bett lag, wollten ihr seine Worte einfach nicht aus dem Kopf gehen.

»Ich *bin* kein Junge«, murmelte sie dann grimmig in ihr Gänsedaunenkissen, aber die leise Stimme in ihrem Kopf wollte nicht verstummen: »*Vielleicht bist du auch nicht wirklich ein Mädchen.*«

»Dieser König Harald also hatte einen spätgeborenen Sohn«, fuhr Ingrid fort. »Er trug den Namen Håkon, und weil sein Vater befürchtete, dass dessen ältere Brüder ihm

seine Stellung streitig machen wollten, schickte er ihn nach England, um ihn dort von seinem Freund, König Æthelstan, aufziehen zu lassen. Dort wuchs er zu einem guten Christen heran.«

Sie sah ihre älteste Tochter scharf an, aber in diesem Augenblick hüpfte die zweijährige Agatha in ihrem Bett auf und ab und rief: »England, England.«

Elisabeth lächelte ihrer jüngsten Schwester zu, die – genau wie sie selbst – mit dunklem Haar geschlagen war und dazu noch über wilde Locken verfügte. Agatha hatte den Namen des Landes der Angelsachsen erst vergangene Woche gelernt und war offenbar ganz fasziniert davon. An Jaroslaws Hof befand sich ein verlorener englischer Königssohn namens Edward – einer jener Myriaden von Exilanten, die ihr Vater gern beherbergte –, und zu jedermanns größter Belustigung folgte Agatha dem armen jungen Mann auf Schritt und Tritt wie ein Schoßhund. Aber Elisabeth lachte nicht darüber. England wurde ebenso wie Norwegen und Dänemark von König Knut dem Großen regiert, dem Herrscher des Nordens, und dem Vernehmen nach war das Land ein kostbares Juwel. Agatha war also zu Recht davon fasziniert.

»Warum gewährst du all diesen Exilanten Unterschlupf, Vater?«, hatte Elisabeth Jaroslaw einmal gefragt. »Warum nimmst du all diese verlorenen Prinzen bei dir auf?«

»Warum?« Jaroslaw hatte ein liebevolles Lachen von sich gegeben. »Nur ein Narr täte das nicht. Diese ›verlorenen Prinzen‹ sind nur vorübergehend verloren, Lily. Wenn sie sich selbst wiederfinden – wenn sie ihren Thron und ihr Königreich wiedererlangen –, denk doch nur, was sie dann wert sind. Wie dankbar werden sie dem Mann sein, der sie in all ihrer Not nicht im Stich ließ? Und was bringt die Dankbarkeit?«

Sie hatte nachgedacht. »Geld, Vater?«

Wieder dieses Lachen – breit, nachsichtig. »Letztlich ja – aber zunächst einmal, liebe Tochter: Allianzen. Und Allianzen bedeuten Schutz, Handel, Eheschließungen. Deine liebe Mutter hat mir zwar Söhne geschenkt, die nach mir regieren, aber sie hat mir auch Töchter geschenkt. Und durch Töchter, Lily, kann ich meinen Einfluss über die gesamte bekannte Welt ausdehnen. Und wenn du bei deiner Handarbeitsstunde überhaupt einmal aufgepasst haben solltest, wirst du wissen, dass jede Näharbeit mit kleinen Stichen beginnt.«

»Deine Exilanten sind also Stiche, Vater?«

»Genau! Kleine Stiche, zugegeben, und manche hinterlassen vielleicht keine Spuren. Aber möglicherweise sind auch solche dabei, die bestehen bleiben und uns in das Gewebe der riesigen Königreiche jenseits des Landes der Rus einnähen.«

Elisabeth konnte die ehrgeizigen Worte ihres Vaters fast jetzt noch vernehmen, konnte sie in ihrem behaglichen Schlafgemach widerhallen hören, und sie wandte sich um und blickte sehnsüchtig aus dem Fenster auf einen großen Hof unter ihr. Der Brunnen inmitten des fürstlichen Kremls plätscherte unbeteiligt auf das ihn umgebende Mosaik. Die großen bronzenen Pferde, die ihr Großvater einst aus dem Krieg heimgebracht hatte, bewachten die vier Wege, die nach draußen führten. Stolz bäumten sie sich auf, wobei ihre vergoldeten Rücken die letzten Strahlen des Sonnenlichtes einfingen, so dass sie rosig schimmerten. Zu ihrer Rechten erglühete die Kirche der Heiligen Mutter Gottes, denn das Licht Hunderter Kerzen flackerte durch die farbigen Fenster und trotzte der herannahenden Dämmerung.

Die Choralgesänge wehten durch die offenen Kirchentüren

hinaus, aber Elisabeth wusste, dass die Abendmesse bald vorbei sein würde, so dass Jaroslaws Druschina – sein höfischer Haushalt – hinausströmen und zur Halle hinüberwandern würde, die ihrem eigenen Gemach gegenüberlag, um dort zu Abend zu essen. Wenn sie sich gut benahm, so hatte ihre Mutter verkündet, würde sie sich den Höflingen anschließen dürfen, und sie hatte voller Vorfreude ihr bestes Gewand übergestreift. Sie hatte die Näherin überredet, das Kleid ein wenig auszupolstern, um ihre spitzen Knochen zu verbergen, und beim Blick in den Spiegel war sie beinahe zufrieden gewesen.

Die leuchtend rote Wolle brachte ihre verhasste olivfarbene Haut gut zur Geltung, und die Perlen am Ausschnitt ihres gefalteten, leinenen Untergewandes setzten einen hellen Akzent. Nicht so sehr, wie es bei blondem Haar der Fall gewesen wäre, aber genug, dass ein winziges Lächeln ihre Mundwinkel umspielte. Jetzt juckte es sie in den Füßen, die Treppenstufen hinunterzulaufen und dem stickigen Frauengemach zu entkommen, und sie steckte einen Finger in ihre kalbsledernen Stiefel, die rot gefärbt worden waren, damit sie zu ihrem Kleid passten, als könne sie den Drang fortkratzen.

»Geduld, Elisabeth«, sagte Ingrid leise, unterbrach ihre Geschichte und schenkte ihrer ältesten Tochter ein Lächeln.

»Elisabeth ist nicht geduldig«, bemerkte Anastasia spitz. »Sie kann nicht eine Minute lang still sitzen.«

Elisabeth warf ihrer sittsamen Schwester einen wütenden Blick zu. Nur weil es Anastasia gefiel, unermüdlich Elfenbeinadeln in elegante Stoffstücke zu stecken, hielt sie sich für etwas Besseres. Sie tat es nur, weil sie hübschere Kleider als Elisabeth haben wollte, aber wenn das der Preis war, dann zahlte sie ihn gern. Anna war genauso: Sie saß stets über ihren Buchstaben, obwohl sie noch keine sechs Jahre alt war, probierte

besondere Farben und Schriften aus, als ob der Schreibtisch ihre ganze Welt sei und diese nicht draußen vor dem Fenster nur darauf wartete, erkundet zu werden. Elisabeth konnte das nicht verstehen. Nur wenn sie ihre kostbare Fidel spielte, vermochte sie still zu sitzen, denn dann konnte zumindest ihr Geist frei umhertanzen, auf dem Heben und Senken der Noten dahinreiten wie ein Vogel am Himmel oder ein Seiltänzer bei einem Fest – oder wie ein Junge auf den Stromschnellen. Elisabeth drängte die plötzlichen, wütenden Tränen zurück.

»Erzähl uns von den Trollen, Mama«, schlug sie mit barscher Stimme vor. »Den Trollen, die in Spiegeln wohnen und herausspringen, um den kleinen Mädchen, die sich zu lange darin anschauen, in die Nase zu beißen.«

Agatha kicherte, aber Anastasia sprang sofort auf und flog quer durch das Gemach, um ihrer Schwester mit wütenden Krallen die Worte aus der Kehle zu kratzen. Elisabeth war trotz ihrer schlanken Gestalt stark und hielt sie mit Leichtigkeit um Armeslänge von sich fort, während sie trat und spuckte.

»Mädchen!« Wütend zog Ingrid sie auseinander. »Ihr könnt unmöglich am Abendessen teilnehmen, wenn ihr euch so benehmt wie jetzt.«

Elisabeth riss sich los. »Sie hat sich auf mich gestürzt«, protestierte sie.

»Nur weil sie gemein zu mir war«, rief Anastasia und stolzierte in ihre Ecke neben dem Spiegel zurück.

»Wie kommst du darauf, dass ich von *dir* gesprochen habe, Stasia?«, rief Elisabeth ihr hinterher.

»Mädchen!«, schimpfte Ingrid erneut. »Ehrlich. Wie soll ich so nur jemals heiratsfähige Frauen aus euch machen?«

Elisabeth schnaubte und wandte sich wieder dem Fenster

zu. Noch mehr Gerede von Eheschließungen – »Allianzen«. Wie die großartigen Pläne ihres Vaters auch aussehen mochten, sie konnte sich einfach nicht vorstellen, eine Braut zu sein. Der arme Bräutigam würde für seine Mühen keine allzu große Gegenleistung bekommen. Anastasia jedoch wirkte tödlich verlegen.

»Es tut mir leid, Mama. Aber sie war so gemein.«

»Eine Prinzessin sollte über derlei Sticheleien erhaben sein, Stasia.«

»Du hast recht, Mama. Und das werde ich. Ob ich einen ganz wunderbaren Gemahl bekomme, was meinst du?«

Elisabeth verdrehte die Augen und sah zu dem sich verdunkelnden Himmel jenseits des Gemachs empor. Ihr zukünftiger Ehemann war Anastasias Lieblingsthema.

»Ich bin sicher, dein Vater wird dir einen würdigen Prinzen aussuchen«, versicherte Ingrid ihr.

»Wie deiner für dich?«

»Ja, Stasia. Ich hatte großes Glück.«

»Aber du hättest doch einen König heiraten sollen, oder nicht?«

»König Olav von Norwegen«, stimmte Elisabeth zu – sie liebte es, wenn ihre Mutter davon sprach. »Aber als ihr Vater sie nach Kiew schickte, heiratete Olav ihre Schwester.«

»Astrid«, ergänzte Ingrid. »Ja, Gott segne sie. Denn nun, da Olav tot ist, ist sie wieder in Schweden bei unserem Bruder.«

Elisabeth beugte sich vor – derlei Geschichten gefielen ihr besser als das Gerede vom Heiraten. König Olav von Norwegen war im vergangenen Jahr in Kiew gewesen, und sein jüngerer Sohn Magnus – Astrids Stiefsohn – befand sich als ein weiterer von Jaroslaws Schoß-Exilanten hier am Hof. Ein Großteil von Jaroslaws Truppen hatte Olav nach Norwegen

zurückbegleitet, nur um in der Schlacht von Stiklestad vernichtend geschlagen zu werden. Ein paar waren nach Hause gehumpelt, hatten dunkel etwas von bösen Mächten gemunkelt, aber die meisten waren entweder auf dem Schlachtfeld gestorben oder in Knuts Dienste getreten. Elisabeth hatte versucht, mehr darüber herauszufinden, aber die Männer waren ungewöhnlich wortkarg geblieben.

»Sicher«, sagte Anastasia und legte den hübschen Kopf schief, »wird Tante Astrid wieder heiraten?«

»Vielleicht«, stimmte Ingrid zu und tat Elisabeths protestierendes Stöhnen mit einer Handbewegung ab.

»Das muss sie. Wenn sie doch schon einmal Königin war, will sie doch sicher unbedingt wieder Königin werden? Ich jedenfalls würde das ganz sicher. Oh, ich fände es so wunderbar, einen König zu heiraten und ihm Söhne zu schenken, damit auch sie Könige werden.«

»Das wäre sicher schön«, pflichtete Ingrid ihr bei.

Elisabeth stöhnte erneut, diesmal lauter.

»Was?«, fragte Anastasia.

»Ist das alles, was du dir für dich selbst wünschst – Könige in die Welt zu setzen?«

»Das ist doch ein hehres Ziel. Was wünschst du dir denn, Lily? Was könnte *so viel* besser sein?«

Elisabeth starrte ihre Schwester an, und die Worte ihres Vaters über »das Gewebe der riesigen Königreiche« kamen ihr wieder in den Sinn. Anastasia hatte solch ein begrenztes Bild!

»Ich wäre gern Königin«, bekannte sie. »Eine Königin aus eigener Kraft, die ihrem Mann bei den Regierungsgeschäften hilft und das Volk so formt, wie Mutter dazu beiträgt, das Land der Rus zu formen.«

Anastasia verzog angewidert das Gesicht, aber Ingrid kam zu Elisabeth herüber und legte ihr den Arm um die Schultern.

»Danke, dass du so eine hohe Meinung von mir hast, Lily, obwohl ich sie sicher nicht verdiene. Ich bin doch schließlich ständig im Kindbett.«

Sie tätschelte sich den Bauch, der sich neuerdings wieder beträchtlich wölbte, da sie das zehnte Kind unter dem Herzen trug.

»Du tust deine Pflicht«, meinte Anastasia. »Vater ist sehr stolz auf all seine Erben.«

»In der Tat«, stimmte Ingrid leichthin zu, »obwohl ich mir manchmal wünschte, er würde ein paar Kinder auch irgendwelchen Konkubinen machen, wie sein Vater es getan hat.«

»Mutter!« Anastasia war so schockiert, dass Elisabeth am liebsten laut losgelacht hätte. Aber in diesem Moment konnten sie unten den Bischof von Kiew in seiner kostbaren zereemoniellen Robe aus der Kirche treten sehen, gefolgt von seinem Chor, und sie wusste, dass die Stunde zum Abendessen beinahe gekommen war. Sie konnte sich weitere Streitigkeiten jetzt nicht leisten.

»Du bist eine gute Christin, Mama«, sagte sie, so sittsam sie es vermochte.

Ingrid sah sie an, und zu Elisabeths großer Überraschung zwinkerte sie ihr verstohlen zu, bevor sie sich mit einem milden »Das sind wir doch alle, meine Tochter. Gehen wir also hinunter zum Essen?« zur Tür wandte.

Die kleineren Mädchen krächten protestierend, als Hedda sich in ihrer Ecke erhob.

»Du hast uns noch nicht von den Trollen erzählt«, bettelte Anna. »Leben sie wirklich im Spiegel?«

Anastasia, die eilig nochmals ihr Spiegelbild gemustert

hatte, zuckte zurück, und Ingrid warf Elisabeth einen scharfen Blick zu.

»Nein, Anna«, zwang Elisabeth sich zu antworten. »Sie leben tief in den Wäldern.«

»Auch in unseren Wäldern?« Angstvoll blickte Anna zum Fenster hinüber. Kiew stand auf einem hohen, freien Plateau, aber die Abhänge hinter seinen dicken Mauern waren dicht mit Kiefern bewachsen.

»Nicht in unseren«, antwortete Elisabeth. »Trolle leben in Norwegen, und in jedem Winter graben sie sich tief unter die Bäume ein, um dem Eis zu entgehen und sich vom Saft der Wurzeln zu ernähren, bis sie so fett sind, dass sie sich zerteilen und doppelt so viele im Frühjahr wieder hervorkommen.«

»Wirklich?«, fragte die kleine Agatha.

»Ich weiß es nicht«, bekannte Elisabeth und küsste sie auf die dunklen Locken. »Aber eines Tages werde ich nach Norwegen reisen, um es für dich herauszufinden.«

»Nach Norwegen? Nein, Lily, das ist zu weit weg.«

»Nicht für mich – und für dich auch nicht, Kleines. Du könntest mit mir kommen und von dort aus nach deinem kostbaren England übersetzen.«

Agathas Augen wurden so groß wie Monde. »Könnte ich das, Lily? Wirklich?«

Ingrid kam eilig herbei, stieß Elisabeth energisch beiseite, deckte ihre jüngste Tochter zu und gab ein knappes »Wir werden sehen« von sich. Ein lautes Pochen am Südtor schnitt ihr jedes weitere Wort ab.

Es wurde eindeutig mit einem schweren Gegenstand daran geklopft, oder – wahrscheinlicher – mit einem Schwertknäuf. Das Geräusch hallte im großfürstlichen Hof wie

Donnergrollen wider. Die Mädchen, sogar die kleineren, stürmten sogleich ans Fenster und kletterten hinaus auf den überdachten Holzgang dahinter. Ingrid und Hedda versuchten sie aufzuhalten, aber vergebens. Alle anderen taten es ihnen gleich – Bedienstete, Mägde und Kindermädchen tauchten aus den Wohnquartieren über den drei großen Hallen auf, die zusammen mit der Kirche an der vierten Seite das Zentrum des Kremls bildeten. Die Frauengemächer befanden sich an der äußersten Westseite, und Elisabeth sah zu der hoch aufragenden südlichen Halle hinüber, wo ihre Brüder ebenfalls eifrig auf den Balkon kletterten, um zu den großen Kremltoren am Ende zu gelangen. Sie waren alle dort: Wladimir, Ivan, Stefan, Viktor und Igor – allesamt mit weizenblondem Haar –, und sie drängelten, um den besten Blick zu erhaschen.

»Kannst du etwas sehen?«, rief Elisabeth Wladimir zu, der als Ältester jetzt den besten Aussichtspunkt ergattert hatte.

Er beugte sich direkt über das Tor, schüttelte jedoch den Kopf. Die Besucher, wer immer sie auch sein mochten, mussten dicht vor den äußersten Mauern stehen und wurden von den großen Türmen verborgen. Die Wachen debattierten wütend mit ihnen. Und nun schritt der Großfürst, Elisabeths Vater, zur Kirche hinaus und den hölzernen Pfad entlang, um das Kommando zu übernehmen.

»Wer besucht Kiew zu dieser Stunde?«, verlangte er zu wissen. Sein Körper war unter seinem langen, kunstvoll bestickten Umhang genauso schlank wie Elisabeths, aber seine Stimme klang dennoch machtvoll.

Die Antwort der Wachen war zu ihrer Enttäuschung zu leise, aber auf ein Zeichen von Jaroslaw hin wandten sie sich um, um das große Tor hinabzukurbeln, und die Männer wurden

sichtbar. Drei Anführer ritten auf energisch ausschreitenden Pferden hinein, gefolgt von einem Trupp aus etwa fünfzig Soldaten.

»Waräger«, keuchte Ingrid an Elisabeths Seite.

Elisabeths Herzschlag beschleunigte sich. Waräger – Elitesoldaten der Wikinger aus den Nordlanden. Ihre scharfen Augen richteten sich auf die drei an der Spitze der Prozession, die sich nun aus den Sätteln schwangen, um sich tief vor dem Großfürst zu verbeugen.

»Wer ist das?«, flüsterte Anastasia und deutete mit bebendem Finger auf den Mann in der Mitte.

Alle drei Männer hatten breite, muskulöse Schultern. Ihre Arme waren dick wie die von kampferprobten Kriegern, und der mittlere war so groß, dass sein Kopf – den helleres und leuchtenderes Haar zierte, als Elisabeths neidische Augen je erblickt hatten – sogar nun, da er kniete, fast auf einer Höhe mit dem ihres Vaters war.

»Das ist Harald Schönhaar persönlich«, keuchte Anna.

»Unsinn«, erwiderte Elisabeth, »er ist schon vor vielen Jahren gestorben.« Aber dennoch drückte sie sich noch etwas dichter an ihre Mutter, als der Mann das Wort ergriff. Seine Stimme – trotz der fremden Worte einer nordischen Sprache, die älter war als ihre eigene – war so klar und fließend, dass sie den gesamten Hof erfüllte und bis hinauf auf die Brüstung drang.

»Meinen Gruß, Großfürst. Wir kommen in Frieden und suchen Asyl. Wir sind Exilanten aus Norwegen, wo mein Bruder, der heilige König Olav, heimtückisch im Kampf erschlagen wurde. Dies ist Ulf Ospaksson, dies Halldor Snorrason, und ich bin Harald Sigurdsson, Prinz von Norwegen.«

»Prinz Harald!«, rief Anastasia begeistert.

»Von Norwegen«, betonte Elisabeth. Das hier war nicht der Harald aus den Geschichten ihrer Mutter. Aber dennoch pochte ihr Herz noch schneller, als sie sich Ingrid zuwandte. Vielleicht würde sie jetzt mehr über die üble Schlacht und die Geschehnisse des Nordens erfahren, der sie so sehr faszinierte. »Bitte, Mutter«, bat sie. »Können wir jetzt nach unten gehen?«

KAPITEL 2



Elisabeth betrat die Große Halle hinter ihrer Mutter, ausnahmsweise einmal dankbar, dass sie Anastasia an ihrer Seite hatte. Der riesige Saal – etwa fünfzig Schritte lang – war überfüllt und stickig, denn die gesamte Druschina des Großfürsten drängte sich hier zusammen, um einen Blick auf die Besucher zu erhaschen. Die Halle war das Herz von Jaroslaws Palast. Normalerweise war sie von zahllosen Lichtern erleuchtet, die sich im Mosaikboden und den Fresken an den gekälkten Wänden widerspiegelten, aber heute war sie so dicht bevölkert, dass die Fensteröffnungen sich verdunkelt hatten, als ob die nahende Nacht bereits angebrochen wäre.

Diener eilten umher, um die Öllampen an den seitlichen Säulen und auf den Ständern zu entzünden, aber die Menge stand ihnen im Weg und verdunkelte das Licht jener Flammen, die bereits brannten. Gerade als Elisabeth eintrat, entstand ein Handgemenge in der Ecke, denn irgendein unbedeutender Graf kletterte auf einen Hocker, um die Myriaden von Köpfen besser überblicken zu können. Doch er prallte mit einem anderen zusammen, der das Gleiche vorgehabt hatte, so dass beide auf einen Diener stürzten, der eine brennende Kerze in der Hand hielt. Ein Umhang fing Feuer, und mit einem Schreckensschrei und dem Knistern schwelen-

der Wolle stürzte sein Besitzer auf den Ausgang zu. Schnell bildete die Menge eine Gasse für ihn, und er tauchte im Brunnen ab.

»Versucht, euch das Lachen zu verkneifen, Mädchen«, murmelte Ingrid und presste die Lippen fest aufeinander, um ihre eigene Belustigung zurückzuhalten.

Doch jetzt waren sie auch von den Höflingen bemerkt worden, die ihnen ehrerbietig Platz machten, um sie hindurchzulassen. Elisabeth zwang sich, den Kopf zu heben, und widerstand dem Impuls, ihren Kopfputz dichter über ihr widerspenstiges rabenschwarzes Haar zu ziehen. Sie folgte ihrer Mutter so ruhig und elegant, wie sie es vermochte, mitten durch die Halle bis hin zu Jaroslaws riesigem Marmorthron am Kopfbende.

»Ah, meine Geliebte, meine Ingrid. Du zierst uns mit deiner gülden Anwesenheit.«

Jaroslav sprang vom Podest und streckte seiner Frau die Hand entgegen. Elisabeth sah zu, fasziniert wie immer von dem offiziellen Gehabe ihrer Eltern. Jaroslav behandelte Ingrid stets, als ob sie das Kostbarste auf der Welt sei. Jetzt geleitete er sie behutsam zu ihrem Stuhl an seiner Seite, obwohl sie sowohl größer als auch breiter war als er – insbesondere angesichts ihrer fortgeschrittenen Schwangerschaft.

Alles, was der Großfürst tat – vom Essen über die Verkündung von Gesetzen bis hin zum Abgang auf die Latrinen, geschah mit großer, extravaganter Geste, die seinen Untertanen sein Selbstvertrauen und seine Größe vor Augen führen sollte. Aber Ingrid schien er aufrichtig zu lieben, und sie ihn. Anastasia bemerkte häufig seufzend, wie wunderschön das war. Elisabeth war sich dessen nicht ganz so sicher, aber es fühlte sich auf jeden Fall richtig an, beruhigend – als ob

eine so starke Verbindung an der Spitze des Volkes auch dem Land selbst Stärke verlieh.

Nun schlich sie zu Wladimir hinüber – dem Einzigen der Prinzen, dem es gestattet war, am Abendessen teilzunehmen –, während Jaroslaw seiner Frau die Besucher vorstellte und diese sich verbeugten. Es war ein seltsames Trio. Der erste, Ulf Ospaksson, war groß, wenn auch nicht so groß wie sein Prinz. Eine wilde, lockige Mähne fiel bis zu einem ebensolchen Bart herab, den er vergeblich unter dem Kinn zu einem Zopf zu flechten versucht hatte. Durch dieses buschige Gewirr konnte man seinen Mund kaum erkennen, außer wenn er lachte, was er häufig zu tun schien. Dann öffnete er sich wie eine rosafarbene Höhle und enthüllte makellose weiße Zähne. Seine Augen hingegen waren groß und dunkelbraun wie die Erde, und sie schienen alles gleichzeitig zu erfassen.

Der zweite Mann, Halldor Snorrason, war ein vierschrötiger, stämmiger Mann – fast so breit, wie er groß war. Sein Kopfkauerte auf massiven Schultern, so dass er weniger wie ein Mensch als vielmehr wie eine der byzantinischen Schildkröten wirkte, die Wladimir in einem Wasserbecken in seinem Schlafgemach hielt. Er war älter als die anderen beiden, und sein Haar wuchs nur spärlich auf dem Oberkopf, so dass es aussah, als ob seine Stirn, die niedrig über den buschigen Augenbrauen saß, die Flucht auf seinen Oberkopf angetreten hätte. Sein übriges Haar hatte er mit einem Lederband im Nacken zusammengefasst, und sein langer Bart war ordentlich gekämmt und mit zwei identischen Bändern zu einer gabelartigen Konstruktion zusammengebunden. Seine Tunika war beinahe schwarz, ein ungewöhnlich dunkler Farbton für die sonst so farbenfroh gekleideten Wikinger. Die Nähte waren mit auffälligen Goldfäden bestickt. Elisabeth fand, dass er der

seltsamste Mann war, den sie je gesehen hatte, und wandte erst den Blick ab, als Prinz Harald vor ihn trat.

Sie atmete scharf ein. Aus der Nähe war Harald Sigurdsson sogar noch bemerkenswerter als aus der Ferne. Obwohl er offensichtlich nur wenige Jahre älter war als sie selbst, war er fast einen Kopf größer als sämtliche anderen Männer in Kiews großer Halle. Sein makellooses Haar war so blond, dass es fast weiß zu sein schien. Seine Haut war glatt rasiert bis auf einen langen, gepflegten Schnauzbart, und von der Lippe bis hin zur Augenbraue erstreckte sich eine große Narbe, die in Elisabeths Augen die bleiche Klarheit seiner restlichen Haut nur noch mehr hervorzuheben schien. Fasziniert trat sie einen Schritt nach vorn, so dass ihr Vater sie bemerkte.

»Ah ja – meine älteste Tochter. Dies, Harald, ist Prinzessin Elisabeth. Komm vor, meine Liebe.«

Elisabeth versuchte, sich zu sammeln, als sie auf das Podest stieg, aber ihr Kleid verfang sich in der bestickten Spitze ihres Stiefels. Einen schrecklichen Augenblick lang glaubte sie hinzufallen, aber da streckte Harald die Hand aus. Ihre Finger fanden die seinen, und er zog sie sicher an seine Seite.

»Habt Dank, edler Herr.«

»Es war mir eine Ehre, Prinzessin. Und das ist Eure Schwester?«

Elisabeth war gezwungen, ihm zu versichern, dass Anastasia in der Tat ihre Schwester war, und kochte innerlich vor Zorn, als Harald ihre Hand losließ, um Anastasia ebenfalls nach vorn zu ziehen.

»Ihr seid zu freundlich«, lächelte Anastasia einfältig und schlug die jugendlichen Wimpern zu dem norwegischen Prinzen auf. Aber sobald sie sicher stand, ließ Harald ihre Hand wieder los und wandte sich erneut an Elisabeth.

»Euer Vater ist sehr gnädig, uns zu empfangen.«

Seine Sprache ähnelte zwar der ihren, hatte aber einen weichen Akzent, bei dem Elisabeth wunderbare Bilder von den schneebedeckten Kiefernwäldern des Nordens und den messerscharfen Fjorden vor Augen hatte, die ihre Mutter so oft heraufbeschworen hatte. Sie warf einen Blick auf Jaroslaw, der sich gerade angeregt mit Ulf unterhielt.

»Er liebt Besucher«, sagte sie zu Harald, wobei sie ihre Worte mit Bedacht wählte, »besonders solch ehrenwerte.«

»Oh, was das angeht, so fürchte ich, dass ich ohne jegliche Ehre an Euren Hof komme, denn ich bin vor einer Schlacht geflohen.«

Elisabeth sah, wie Haralds blassgrauer Blick sich trübte. Seine Augen wirkten wie Gletscher, die unter der Oberfläche dahintrieben, und sie war begierig darauf, mehr zu erfahren. Er wirkte nicht wie ein Feigling, warum also war er geflohen? Sie musterte ihn eingehend und erinnerte sich daran, wie sie, als sie jünger und weniger vorsichtig mit ihren Fragen gewesen war, Jaroslaw über die verlorenen Prinzen befragt hatte.

»Aber Vater«, hatte sie gesagt. »Sind sie denn nicht aus einem bestimmten Grund ›verloren?‹«

»Wie meinst du das, meine Tochter?«

»Sind es nicht allesamt schwache Männer, weil sie überhaupt verloren gingen?«

Jaroslaw war sein ständig bereitwilliges Lachen im Halse stecken geblieben, und er hatte Elisabeth dichter zu sich herangezogen.

»Vielleicht, Lily. Es ist möglich, ja, aber die Welt ist ein so unwirtlicher Ort. Männer werden mit so vielem konfrontiert, insbesondere junge Männer. Das Rad der Fortuna, mein liebes Kind, dreht sich erbarmungslos. Es kann dich in den

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Joanna Courtney

Das goldene Meer

Historischer Roman

Die drei Königinnen Saga 2

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 608 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

2 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-48571-0

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2018

Kiew 1031: Prinzessin Elisabeth sehnt sich nach Abenteuern – statt sich der Stickerei zu widmen, galoppiert sie lieber mit ihren Brüdern über die Felder. Und als der stattliche und kriegerische Wikingerprinz von Norwegen, Harald Hardrada, den Hof ihres Vaters besucht, ist es Liebe auf den ersten Blick. Harald entführt sie über die Weiten des Meeres in den hohen Norden und in ein aufregendes Leben. Doch ein noch viel größeres Abenteuer steht dem Paar bevor, als Haralds Flotte die englische Küste ansteuert, um die Insel zu erobern. Aber er ist nicht der Einzige, der seinen Anspruch auf den Thron geltend machen will ...



[Der Titel im Katalog](#)